



Der 13-jährige Aaron gehört als geistig Behindertener
in der Klasse selbstverständlich dazu

Foto: Michael Herdlein für DIE ZEIT/www.fotothek.de, Werner Otsch (3)

VERFASSUNGSÄNDERUNG

Ohne Bildung

Annette Schavan beugt sich
dem Egoismus der Bundesländer

Bundesministerium für Bildung und Forschung heißt das Ressort, das Annette Schavan im Kabinett vertritt. Bald kann man »Bildung« aus dem Namen streichen. Zumindest dann, wenn sich Schavan mit ihrem letzten großen Vorhaben in dieser Legislaturperiode durchsetzt: einer Verfassungsänderung, die das seit Langem beklagte Kooperationsverbot zwischen Bund und Ländern endlich aufweicht. Leider kommt die Änderung nur der Forschung zugute. Die Schulen jedoch, die Hilfe aus Berlin viel dringender benötigen, gehen weiterhin leer aus.

Bislang darf die Bundesregierung nur »Vorhaben der Wissenschaft und Forschung« an Hochschulen fördern, in Zukunft soll sie auf Dauer ganze »Einrichtungen« unterstützen können. Diese winzige Ergänzung des Grundgesetzes wird großen Universitäten und Forschungseinrichtungen mehr Geld aus dem Bundeshaushalt beschern. Die Schulen aber bleiben außen vor. Und nur Optimisten rechnen damit, dass der ersten Grundgesetzänderung bald eine zweite folgt.

Dabei bezweifelt niemand, dass das Kooperationsverbot von 2006, das den Bund aus der Bildungspolitik ausspart, ein Fehler war. Selbst Erich Thies, Ex-Generalsekretär der Kultusministerkonferenz (KMK) und eingeleiteter Föderalist, gab vergangene Woche zu, sich geirrt zu haben. Er habe, sagte Thies, die Föderalismusfrage als eine Chance für die Länder gesehen, mehr gestaatsrechtliche Verantwortung bei der Bildung wahrzunehmen. Dies sei leider nicht erfolgt.

Die Liste des Versagens der Länder ist lang. Ob bei der Lehrerbildung, der Integration behinderter Schüler oder der nachträglichen Alphabetisierung von 7,5 Millionen Menschen, die kaum des Lesens und Schreibens kundig sind: Überall fehlt es an Geld, aber noch viel mehr an Konzepten und bundesweiten Standards. Jedes Bundesland verfolgt stattdessen seine eigene Politik; gemeinsame Initiativen gelangen der KMK schon lange nicht mehr. Die zuständigen Minister meiden die Sitzungen, wo sie nur können. Sie wissen, dass das Gremium ohnehin nichts zustande bringt.

Am deutlichsten offenbart sich das Scheitern einer nationalen Bildungspolitik bei der Förderung der Schwächsten, der sogenannten Risikoschüler. Seit der ersten Pisa-Studie vor zehn Jahren mahnen Experten ein großes Programm zur Sprachförderung an, von der Kita bis zur Berufsschule. Doch bis auf Tonnen von Papier haben die Länder nichts zustande gebracht. Alle Angebote des Bundes scheiterten am Egoismus der Länderminister, insbesondere jener im Süden der Republik.

Immer wieder ließ Annette Schavan Vorschläge erarbeiten, wie man Geld und Ideen aus ihrem Haus an die Schulen bringen kann. Und immer wieder ließ es da machen die Länder nicht mit. Am Ende behalt sich die Minister mit Symbolhandlungen wie den Verschenken von Kinderbüchern in Arztpraxen. Und auch jetzt kommt es aus schwärz Bayern wie dem grün-roten Baden-Württemberg die Warnung: Wir boykottieren jede Verfassungsreform, die unser Monopol in den Schulen antastet.

Insofern beugt sich Schavan nun endgültig der Gartenzaunmentalität der Länder und konzentriert ihre Gestaltungskraft ganz auf die Wissenschaft. Man kann das verstehen; falsch ist es trotzdem. Denn noch ist die CDU-Politikerin auch Bundesbildungsministerin. MARTIN SPIEWAK

Zigarette danach?

Von der – etwa aus älteren französischen Filmen überlieferten – Sitte, nach dem Liebesakt im Bett eine Zigarette zu rauchen, ist aus Gründen des Brandschutzes und der Gesundheitsvorsorge dringend abzuraten. Ratsam aber könnte die Zigarette nach einem Unfall sein.

Das Rauchwerk selbst ist zwar gesundheitsschädlich, nicht aber das Nikotin darin, aber

einer Konferenz diskutierten sieben führende Orthopäden, wie heilsam der Tabakalkoholstoff für gebrochene Gliedmaßen sein könnte. In niedriger Dosierung kurbte Nikotin den Knochenstoffwechsel an und sei so der Frakturheilung zuträglich. Bei zu hoher Dosisierung kehre sich der Effekt im Tierversuch ins Gegenteil um. Nun fordern die Ärzte mehr Grundlagenforschung. Das Problem: Experimente mit Menschen verbieten sich. Bleibt der heroische Selbstversuch. Ab sofort gehört in jede Fahrradsatteltasche neben Verbandmüll auch ein Nikotinplaster. HAL

Gemeinsam anders

Es ist dieser eine Satz, der Ilse Mahlknecht immer wieder froh macht: »Ich bin dankbar, dass mein Kind jemanden wie Aaron zum Mitschüler hat.« Das sagte vor einiger Zeit eine Mutter zu ihr. Ilse Mahlknecht wird es nicht vergessen. Aaron ist ihr Sohn, und er ist geistig behindert. Lesen und Schreiben wird er niemals lernen. Wer Aarons verwachsene Worte verstehen will, muss genau hinhören. Und manchmal, wenn es ihm zu laut wird, kann er auch etwas aggressiv werden. So wie das eben ist bei Kindern mit autistischen Zügen. Dennoch besucht Aaron dieselbe Schule wie alle anderen Kinder in Deutschhofen – Einheimische und Zugewanderte. Legasthiker und Langsamler, Behinderte wie Nicht-behinderte. Dass sie gemeinsam lernen, ist in dem Südtiroler Bergdorf so normal wie in ganz Italien.

Was in Deutschland viele erhoffen und manche fürchten, ist städlich der Alpen seit Langem Wirklichkeit. Vor mehr als 30 Jahren hat Italien die Förderschulen und Sonderklassen abgeschafft, ohne Ausnahme. Seitdem muss jede Schule jedes Kind aufnehmen, egal, unter welcher Beeinträchtigung es leidet. Umgekehrt heißt das auch: Jede behinderte Kind muss in eine Regelschule; eine Wahlfreiheit gibt es nicht.

Wie schafft man den Übergang zu einem Schulsystem, in dem vom geistig Zurückgebliebenen bis zum Hochbegabten alle in einem Klassenraum lernen? Und bleibt in einer Schule für alle nicht doch zwangsläufig etwas auf der Strecke, die spezielle Förderung des Einzelnen zum Beispiel oder die Bildungsqualität für jeden Schüler?

Antworten auf diese Fragen sind besonders für Deutschland interessant. Denn hier verfolgt man bis heute die Philosophie der wohlmeinenden Separation. Knapp 80 Prozent der Förderschüler lernen in einer Spezialrichtung. Kein anderes Land der Welt unterhält ein so hoch differenziertes Sonderschulwesen. Acht Behindertenkategorien kennt die Statistik: vom »Förderschwerpunkt Lernen« bis das Hören, Sehen und Sprechen bis zum »Förderschwerpunkt soziale Entwicklung«, sprich Verhaltensauffälligkeit.

Die Umbauten für zwei neue Schüler kosten 50 000 Euro. Die Gemeinde zahlt

Aber auch in Deutschland gilt seit drei Jahren die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (siehe Kasten). Dieses Abkommen hat – fast unbemerkt von der Öffentlichkeit – eine Bildungsreform angestoßen, gegen die die Verkürzung des Gymnasiums (G 8) eine pädagogische Petitesse ist: die Eingliederung behinderter Schüler in die Regelschulen. Ob das sinnvoll ist, wollen hierzulande viele Leute wissen. Und noch mehr fragen sich, wie das mit der Inklusion denn gehen soll.

In Südtirol fragt sich das niemand mehr. Wer hier Schulen besucht, erlebt manche Überraschung. Er begegnet Lehrern, die beim Wort »Sonderpädagoge« zusammenzucken, weil sie es für eine Art Schimpfwort halten; oder Eltern, die sagen, dass es Wichtigeres für ihr behindertes Kind gebe als die optimale Förderung. Vor allem aber trifft er auf Menschen, die eine Haltung eint: Wer will, dass Behinderte Teil der Gesellschaft

sind, kann sie nicht bereits in der Schule absondern. Diesen Grundsatz lässt man sich etwas kosten – und man nimmt manches in Kauf, was in Deutschland schwer akzeptabel wäre. Ein pädagogisches Paradies gibt es nirgendwo, auch nicht im malerischen Deutschhofen.

Hübsch herausgeputzte Bauernhöfe und Hotels gibt es hier sowie eine Mittelschule mit 150 Schülern. Kinder mit leichten Lernschwächen oder Leserechtschreib-Problemen kamen in deren Klassen schon öfter vor. Im Frühjahr des vergangenen Jahres jedoch kündigte sich eine besondere Herausforderung an. Gleich zwei geistig behinderte Jungen, Aaron war einer davon, wurden für das neue Schuljahr angemeldet. Mit ein paar Förderstunden war es da nicht getan. Solche Schüler benötigen spezialisierte Lehrer und Betreuer sowie eigene Räume und therapeutische Hilfsmittel. Ein Abholddienst und eine verstärkte Pausenaufsicht mussten organisiert werden. Hüblich sind und viele Telefonate waren nötig, um sich auf die neue Situation einzustellen. Ein Gedanke jedoch, versichert die Schulleiterin Maria Anna Trienbacher, kam nie auf: die beiden Schüler nicht aufzunehmen. »Allen war klar, dass diese Kinder an unsere Schule gehören«, sagt sie. Rund 50 000 Euro bewilligte der Gemeinderat für die Umbauten, viel Geld für die kleine Kommune.

Heute unterscheidet sich der Alltag in der Mittelschule in Deutschhofen nur wenig von der Praxis integrativer Schulen in Deutschland. Drei bis vier Stunden am Tag, je nach Tagesform, sitzt Aaron im Klassenzimmer. Die restliche Zeit verbringt er in einem Rückzugsraum, macht Sprachübungen, hört Lieder oder Geschichten.

Zahlen mag der 13-Jährige nicht. Dafür liebt er es, englische und italienische Wörter zu lernen, in der Sporthalle zu toben oder – wie an diesem Tag – mit den anderen im Musikraum Taktübungen zu machen. Mit sichtlicher Freude singt und trampelt Aaron den Rhythmus. Wenn die Begeisterung mit ihm durchgeht, legt die Integrationslehrerin ihm beruhigend die Hand auf den Rücken.

Zwei Pädagogen begleiten 18 Sechstklässler. Nicht allen Unterrichtsschritten kann Aaron folgen. Während die anderen Schüler im Notenheft arbeiten, schneidet er Liedtexte aus und klebt sie auf. Wenn die Klasse verschiedene Musikinstrumente ausprobieren, ist Aaron wieder dabei. Immer wieder versucht die Musiklehrerin, den Jungen am Unterricht zu beteiligen. Und wie alle ist er regelmäßig zum Tafeldienst eingeteilt.

»Zieldifferenter Unterricht« nennt sich das. Statt eines Zeugnisses bescheinigt eine »Kompetenzbeschreibung« Aaron, was er kann. Es sind die kleinen, alltagspraktischen Fortschritte, die Ilse Mahlknecht bei ihrem Sohn beobachten kann: in einer Reihe stehen oder warten, bis die Lehrerin ihn drannimmt. Stolz berichtet Aaron, wenn er vor der Klasse etwas vorgetragen hat oder wie er jeden Donnerstag für seine Mitschüler das zweite Frühstück zubereiten darf. Frühpropheten die Ärzte dem Jungen, er werde kaum alleine laufen können. Heute springt er in den Pausen die Treppen hinunter – wie die anderen Kinder. »Aaron schaut sich vieles ab«, sagt seine Betreuerin. »Die Schule ist für ihn Medizin.«

In Deutschland wird über
die Abschaffung der
Sonderschulen diskutiert.
Italien hat das schon hinter
sich. Was lernt man daraus?
Ein Besuch in Südtirol

VON MARTIN SPIEWAK



Inklusion

Die Separation behinderter Kinder in Sonderschulen (Foto) soll in Deutschland der Vergangenheit angehören. »Inklusion« heißt die neue Devise: Gemeinsamer Unterricht für alle Kinder, mit und ohne Behinderung. Das fordert die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen. Von diesem Ziel einer »inkluisiven« Schule (die letztlich den Abschied vom bisherigen System der Sonderschulen bedeutet) sind die Bundesländer noch unterschiedlich weit entfernt.

Einen Rechtsanspruch darauf, eine normale Schule zu besuchen, haben behinderte Schüler mittlerweile in Hamburg und Bremen. In anderen Bundesländern ist dieses Recht an Voraussetzungen geknüpft, etwa an vorhandene Ressourcen für die Betreuung des Schülers. In manchen Ländern liegt die Inklusionsquote schon bei über 50 Prozent. Schlusslicht ist dagegen Niedersachsen, wo nur 8,5 Prozent der Förderschüler eine Regelschule besuchen. SPI

20 Stunden pro Woche begleitet sie Aaron, sieben Stunden wacht die Integrationslehrerin Iris Zelger an seiner Seite. Das ist mehr Zeit pro Schüler, als Förderlehrern in deutschen Integrationsklassen zur Verfügung steht. Regelmäßig stimmt sich die Pädagogin mit den anderen Lehrern ab, ob in Musik, Englisch oder Deutsch. Immer wieder muss Zelger für Aaron ein spezielles Curriculum erarbeiten. Zugleich muss sie auch Aarons Klassenkameraden im Blick haben. Denn Regellehrer und Integrationspädagogin sind für alle Schüler zuständig.

Theoretisch sollte Iris Zelger also ein Multitalent sein. Praktisch ist sie noch nicht einmal ausgebildete Lehrerin. Die 27-Jährige hatte gerade ihr Sozialpädagogikstudium beendet, als sie das Angebot aus Deutschhofen erhielt. Die ersten Monate seien hart gewesen, erinnert sich Zelger. Schließlich hatte sie nie zuvor mit geistig behinderten Kindern in der Schule zu tun gehabt. Sie schaute ihren Kollegen bei der Arbeit zu, sprach mit Betreuern und Eltern und ließ sich von ihrem »Gefühl und Gutdünken« leiten.

Off fehlen den Lehrern Fachkenntnisse. Dann heißt es »Learning by Doing«

In Deutschland absolvieren Sonderpädagogen ein mehrjähriges Studium, das sich meist auf eine Behinderungsart spezialisiert. In Italien sind sie Fachlehrer mit einem kurzen Aufbaustudium für sämtliche Behinderungen. Damit sind sie vielseitig einsetzbar. Ihr sonderpädagogisches Spezialwissen reicht jedoch nicht besonders tief – manchmal fehlt es anfangs völlig. Von einer »Schmalspurausbildung« spricht denn auch Edith Brugger-Paggi, Dozentin für Integrative Didaktik an der Freien Universität Bozen.

Die notwendigen Fachkenntnisse eignen sich die Lehrer von Fall zu Fall an. Im Extremfall kann es sein, dass sie sich innerhalb weniger Wochen auf einen Schüler mit Asperger-Syndrom einstellen müssen oder auf ein Kind mit schweren Erziehungsproblemen. Doch man lässt die Lehrer dabei nicht allein. Mehrere Beratungszentren bieten Fortbildungen an und begleiten die Lehrer vor Ort. Kommt ein behindertes Kind in die Schule, setzen sich Eltern, Therapeuten, Klassen- und Integrationslehrer zusammen und erstellen einen individuellen Bildungsplan. Eine auf die einzelne Behinderung zugeschnittene Rundumbetreuung wie in einer deutschen Sonderschule kennt man in Südtirol jedoch nicht.

Das ist der Preis der Inklusion in Italien, und er führt durchaus zu Klagen. Bis zum Landeshauptmann nach Bozen hat Ilse Mahlknecht ihre Beschwerden getragen, als es längere Zeit keinen richtigen Ersatz für Aarons kranke Schullehrerin gab. Einige Eltern autistischer Schüler wünschen sich mehr spezielle Zuwendung. Andere beschwerten sich, dass ihr Kind zu häufig außerhalb des Klassenraums betreut wird.

Eines hört man aber so gut wie nie in Südtirol: den Ruf nach einer Sonderschule. Vor die Wahl gestellt, was wichtiger sei, die optimale Förderung oder die Integration ihres Kindes, würden sich 95 Prozent der Eltern für das Zusammenlernen entscheiden, schätzt Hansjörg Elsler vom Arbeitskreis Eltern Behindertener, der Betroffenenvereinigung in der Provinz. Der Vater eines schwer



Klassenkameradinnen wie Franziska kümmern sich in der Schule um Aaron

Fortsetzung von S. 33

mehrfachbehinderten Sohnes hält zu viel Expertise milderweise sogar für schädlich. »Zu viel spezielles Personal verleiht die Regellehrer dazu, die Verantwortung für die Inklusion abzuschieben«, sagt Elsler.

In all seinen Verbandsjahren sei er nur einmal einem Vater begegnet, der das System der Inklusion in Südtirol ablehnte. Der meldete seinen Sohn in einer Sonderschule mit Internat in Innsbruck an. Da gebe es Logopäden im Haus und Bewegungstherapeuten, sogar ein Schwimmbad. »Da wird man schon kurz neidisch«, sagt Elsler. Aber dann fiel ihm ein, was das ja bedeuten würde: dass sein Sohn nur noch unter Behinderten wäre. »Das wäre mir die Sache niemals wert.«

In dieser Haltung scheint man sich hier einig zu sein. Ein Grund dürfte sein, dass es in Italien kein gegliedertes Schulsystem gibt und bis zur achten Klasse ohnehin alle Kinder zusammenbleiben. Ein anderer, dass die Integration längst Alltag ist. Wer würde heute in Deutschland noch dafür plädieren, ausländische Kinder in Sonderklassen zu unterrichten – was vor 40 Jahren normal war?

Dabei hat man auch in Südtirol das gemeinsame Lernen keineswegs erfunden. Der Druck, den heute in Deutschland die UN-Konvention erzeugt, kam in Südtirol 1977 aus Rom. Ein linker Zeitgeist führte damals in Italien unter ande-

rem dazu, dass die geschlossenen psychiatrischen Anstalten geöffnet wurden. In diesem Zuge verordnete die Regierung auch kurzerhand den inklusiven Unterricht – was im konservativen Südtirol auf wenig Begeisterung stieß. Behinderte Schüler wurden damals in Sonderklassen betreut; andere blieben einfach bis zum Jugendalter im Kindergarten oder lebten in Heimen jenseits der Grenze in Österreich. Am Ende waren es fortschrittliche Ärzte und Lehrer, vor allem aber Eltern, die das Integrationskonzept durchsetzten.

Dennoch sollte es rund 20 Jahre dauern, bis sich die gemeinsame Beschulung von der Kita bis zu den Oberschulen ausweitete. In den Gymnasien (Lyzeeen) ist sie bis heute nicht ganz angekommen. Hier findet man im Vergleich die wenigsten Integrations-schüler und die meisten Lehrer, die meinen, ein behinderter Schüler passe nicht in ihre Klasse.

Was sind denn nun die Bedingungen für eine gelungene Inklusion? Die Frage wird Heidi Otrilla Niederstätter, zuständige Inspektorin am Schulamt in Bozen, gerade oft von Besuchern aus Deutschland gestellt. Die kleinen Klassen in Südtirol oder das geringere Stundendeputat der Lehrer sind es nicht, sagt sie dann. Sie seien allenfalls hilfreich. Zwingend sei etwas anderes: »Man muss das gemeinsame Lernen wollen. Das gilt vor allem für die Lehrer.« Die Kinder seien niemals das Problem. Integrations-

klassen gelten als ruhiger und unkomplizierter; ihre Schüler als sozial kompetenter. Ohnehin hat man das Gefühl, dass die Einbeziehung Behinderter in Südtirols Schulen kein Aufgreifsthema ist. Mehr Arbeit bereitet Niederstätter zurzeit die Förderung begabter Schüler. »Auch das ist Inklusion.«

Am Ende ist es also eine Frage der Einstellung – und der Prioritäten. Es könnte ja sein, dass ihr Aaron in einer Spezialschule »ein paar Buchstaben mehr lernen würde«, sagt Ilse Mahlknecht. Dennoch wünscht sie sich für ihren Jungen keine besondere Beschulung. »Wer würde ihn in Deutschland dann noch kennen?« In seiner Schule sei Aaron »eben einfach dabei«, besonders die Mädchen kümmern sich um ihn. Echte Freunde hat Aaron zwar keine. Aber wäre das in einer Sonderschule wirklich anders?

Das Leben unter Behinderten erwartet ihren Sohn früh genug. Auch in Südtirol bleibt Schwerbehinderten nur die Arbeit in einer betreuten Werkstatt. Am liebsten würde die Mutter ihren Sohn deshalb ein Leben lang in der Schule lassen. Aber weil das nicht geht, soll Aaron nach der Mittelschule in jedem Fall weiter auf die Oberschule gehen. »Wir wollen die Schulzeit ausnutzen«, sagt die Mutter, »so lange wie möglich.«

www.zeit.de/audit

»Sie haben keine Chance«

Eine Südtiroler Lehrerin über ihre Erfahrungen in einer deutschen Sonderschule

DIE ZEIT: Frau Ferdigg, Sie waren vier Jahre lang im Deutschen Schulamt von Bozen verantwortlich für Inklusion. Jetzt arbeiten Sie ausgerechnet an einer Förderschule für Lernbehinderte in Frankfurt. Wie kam es dazu?

Rosa Anna Ferdigg: Ich hatte zuvor am italienischen Generalkonsulat in Frankfurt gearbeitet und wollte meiner Tochter vor dem Abitur keinen erneuten Schulwechsel zumuten. Deshalb suchte ich eine Arbeit – das gerade eine Förderschule eine Lehrkraft brauchte, war Zufall. Vor dem Hintergrund meiner Biografie ist das tatsächlich etwas kurios.

ZEIT: Welche Reaktionen bekamen Sie auf Ihren neuen Job?

Ferdigg: Als ich meiner Tochter erzählte, dass ich an einer Schule mit dem »Förderschwerpunkt Lernen« tätig werden würde, fragte sie: Geht es in anderen deutschen Schulen nicht ums Lernen? Tatsächlich gibt es ja fast nirgendwo anders auf der Welt solche Spezialschulen für sogenannte Lernbehinderte.

ZEIT: Hat die Innensicht einer Sonderschule Ihre Einstellung zur Inklusion verändert?

Ferdigg: Ja. Ich bin noch stärker davon überzeugt, dass Inklusion für alle ein Vorteil und ein separiertes System sehr diskriminierend ist.

ZEIT: Leisten Ihre Kollegen denn keine gute Arbeit?

Ferdigg: Doch, ich begegne jeden Tag Menschen, die sich mit großem Engagement und hoher Professionalität einsetzen. Die Kommunikation ist vorbildlich; laufend tauscht man sich über die Schüler aus. Die fähigsten Lehrer können aber wenig erreichen, wenn das System falsch ist.

ZEIT: Das klingt aber doch ganz vernünftig. Was ist daran falsch?

Ferdigg: Das Sonderschulsystem nimmt den Schülern die Perspektive, etwas zu werden. Nur die wenigsten machen ja einen Abschluss an einer Sonderschule. Das Schlimme ist, dass die

Schüler wissen, dass sie keine Chance haben. Das zu erleben tut weh.

ZEIT: Zumindest können Ihre Schüler in kleinen Klassen lernen. Ist das kein Vorteil?

Ferdigg: Manchmal gelingt es tatsächlich, dass drei oder vier Schüler mit einem Lehrer arbeiten. Dass die Förderschule aber jedem Schüler ein individuelles Lernangebot macht, ist ein Mythos. Außerdem fehlt es unseren Schülern an positiven Vorbildern. Statt voneinander zu lernen, verstärken sie sich oft gegenseitig in einem destruktiven Verhalten. Sie wachsen eben in einer Parallelwelt auf.

ZEIT: Glauben Sie denn, dass eine Regelschule mit diesen Kindern zurechtkommen kann?

Ferdigg: Ohne Frage sind das Schüler, die eine Schule besonders herausfordern. Vielen fällt ja nicht nur das Lernen schwer. Sie erscheinen sozial auffällig und können jeden Lehrer an seine Grenzen bringen. Diese Schüler zu integrieren ist viel schwieriger, als ein Kind mit Down-Syndrom aufzunehmen. Aber mit entsprechender Hilfe kann es gelingen.

ZEIT: Sehen Sie keine Grenzen der Inklusion?

Ferdigg: Nein, wo wollen Sie da anfangen? In Deutschland steht stark die Beeinträchtigung im Fokus; dieser versucht man mit einem hohen Spezialintelligenz zu begegnen. In Italien schaut man eher, was das Kind kann. Wichtig ist aber, dass den Schülern ein engmaschiges Netz von Unterstützern zur Verfügung steht.

ZEIT: Sind Spezialisten überflüssig?

Ferdigg: Natürlich nicht. Aber ich glaube nicht, dass es zum Beispiel eine spezielle Sehhilfenpädagogik gibt. Es gibt nur eine Pädagogik, die danach fragt, was ein Kind braucht und wie man bestmögliche Lernbedingungen herstellt.

Die Fragen stellte MARTIN SPIEWAK

Rosa Anna Ferdigg ist Italienerin und Expertin für Inklusion



Schönes Foto – besser weglassen!

Die Schöne und das Personalbiest

Hübsche Schüler werden bevorzugt. Bei der Stellensuche aber haben attraktive Frauen das Nachsehen. Woran liegt's? VON INGE KUTTER

Mit schiefen Zähnen wäre Heidi Klum kaum auf dem Cover von Magazinen und im Fernsehen gelandet. Vor der Kamera gilt das Aussehen als Faktor, der den Weg nach oben beschleunigt. Auch fernab von den Scheinwerferwelten bekommen schöne Menschen meist mehr Aufmerksamkeit als weniger attraktive. Psychologen haben ermittelt, dass auf symmetrische Gesichter mit hohen Wangenknochen und glatter Haut wünschenswerte Eigenschaften projiziert werden: Freundlichkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit genauso wie Intelligenz, Kompetenz und Leistungsstärke. So Gesegnete müssten es auf jeder Station ihres Lebenslaufs leichter haben, möchte man meinen. Jetzt zeigen zwei Studien: Für die Schule gilt das, nicht aber im Beruf. Da bekommen schöne Frauen Gegenwind – er weht aus einer Richtung, aus der man ihn nicht erwartet.

Bildungsforscher der Wuppertaler School of Education untersuchten drei Klassen eines nordrhein-westfälischen Gymnasiums, um den Einfluss des Aussehens auf Schulnoten nachzuweisen. Das Team um Imke Dunkake erhob Wissen und Intelligenz der Schüler, ließ deren Attraktivität von ihnen unbekanntem Lehrern ermitteln und stellte diesen Daten die Noten der Schüler gegenüber. Die Forscher gingen davon aus, dass Lehrer schönere Schüler für unproblematischer halten und ihnen dadurch bessere Startchancen geben. Sie rufen sie öfter auf, erinnern sich später besser an deren Wortbeiträge. Zudem, so lautete die These in der Zeitschrift für Soziologie, unterstützen Lehrer attraktive Schüler mehr und sehen eher über deren Fehler oder Zuspätkommen hinweg.

Die Untersuchung ergab, dass mit der Attraktivität eines Schülers tatsächlich seine Note stieg. Bis zu vier Fünftel Notenpunkte lagen einzig aufgrund des Aussehens zwischen den mehr und den weniger attraktiven Schülern. Ob Junge oder Mädchen spielte keine Rolle, die Resultate beider Geschlechter waren ähnlich.

Man könnte sich die Karrieren der von der Natur Bevorzugten ausmalen: wie sie mit besseren Abi-Noten die besten Studienplätze bekommen, ihnen dort die Dozenten die schönsten Zeugnisse aushändigen. Und die Türen der Unternehmen stehen ihnen weit offen.

Von wegen! Die israelischen Wirtschaftswissenschaftler Bradley Ruffle und Ze'ev Shudiner verschickten für ihre Studie fiktive Bewerbungen auf über 2500 Stellenausschreibungen. Wie sie in ihrem Aufsatz im *Social Science Research Network* beschreiben, versandten sie jede Bewerbung doppelt, einmal mit, einmal ohne Foto. Die Hälfte der Fotos zeigte attraktive Gesichter, die andere durchschnittliche. Und tatsächlich wurden die gut aussehenden Männer doppelt so oft an-

gefragt wie ihre optisch neutralen Geschlechtsgenossen und auch öfter als die, deren Bewerbung ohne Foto eingereicht wurde.

Bei Frauen aber war das Gegenteil der Fall. Bevorzugt wurden Bewerbungen, die das Aussehen nicht erkennen ließen. Und die attraktiven Frauen hatten das Nachsehen – vor allem dann, wenn nicht externe Agenturen, sondern firmeneigene Personalabteilungen die Auswahl trafen. Diese luden zwar jeden sechsten Adonis zum Vorstellungsgespräch ein, aber nur jede elfte Schöne. Lag den Frauenbewerbungen kein oder ein von höchstens durchschnittlicher Schönheit zeugendes Foto bei, dann durfte jede siebte Kandidatin antreten.

Fällt hier die Hypothese vom blonden Dummkchen ins Gewicht, die besagt, dass schöne Frauen nicht zurechtur wird, geschieht zu sein? Die Wuppertaler hatten in ihrer Schülerstudie mit einem derartigen Effekt gerechnet. Ihre Annahme, dass hübsche Schülerinnen in naturwissenschaftlichen Fächern diskriminiert würden, sahen sie jedoch widerlegt. Aber vielleicht gelten in der männlich geprägten Berufswelt andere Gesetze?

ZEIT SHOP

Die ZEIT – Wissen in Bildern

★★★★ 4 Bewertungen

Ein außergewöhnliches Buch, getreu dem Sprichwort: Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte!

Bestellnr.: 5464
Preis: 49,95 €

www.zeit.de/shcp

Genießen Sie DIE ZEIT

HOCHTIEF – Der spanische Albtraum
KRANKENKASSEN – Sind die Privaten überflüssig?
MILLIARDÄRE – Der unglaubliche Reimann-Clan

Wirtschaft aus erster Hand
manager magazin
 www.manager-magazin.de

HOCHTIEF
Der spanische Albtraum

KRANKENKASSEN
Sind die Privaten überflüssig?

NEBENGESCHÄFT
Die Restaurants der Manager

EXKLUSIV:
DAS ERSTE DEUTSCHE
BURN-OUT-RANKING

WELCHE KONZERNE IHRE
MITARBEITER KRANK MACHEN

VON DER KLITSCHIGE ZUM WELTKONZERN:
DER UNGLAUBLICHE REIMANN-CLAN

Jetzt auch digital
für iPad und PC/Mac.
www.manager-magazin.de/mm-digital

Wirtschaft aus erster Hand
manager magazin

•• Jetzt im Handel •• Jetzt im Handel •• Jetzt im Handel •• Jetzt im Handel